

Liebe Schwestern und Brüder,

Vor einiger Zeit hat ein Buch Aufmerksamkeit erregt (*Buch zeigen*).

Der Verfasser heißt Christian Nürnberger

und der Titel des Buches regt zum Nachdenken an. Er ist markant, provozierend:

„Kirche, wo bist du?“, so heißt das Buch.

Und darin vergleicht der Verfasser die Kirche mit einem Reiter, der auf einem toten Pferd reitet.

„Entdeckt ein Indianer, dass er auf einem toten Pferd reitet, dann steigt er ab.

Entdeckt die Kirche, dass sie auf einem toten Pferd reitet, dann steigt sie noch lange nicht ab“, so sagt der Verfasser.

„Sie besorgt sich eine stärkere Peitsche, um die Leistung des Pferdes zu erhöhen.

Wenn das nicht sofort hilft, gibt sie eine vergleichende Studie über andere tote Pferde in Auftrag, eröffnet im Internet eine Homepage unter der Adresse [www.reiten.totpferd.de](http://www.reiten.totpferd.de).

Hilft auch das nicht, verbessert sie die Öffentlichkeitsarbeit, indem sie den Begriff `tot´ neu definiert und sagt: Unser Pferd ist quicklebendig, andere Pferde sind viel toter. Das Geld, die Kirchensteuern werden bald weniger, also müssen wir noch mehr aus dem Euro herausholen.

Praktizierende Christen werden immer weniger, also müssen wir dem Rat von Werbefachleuten folgen: Mc Kinsey im Allerheiligsten“ so spottet der Verfasser.

Was bietet das Buch als Ausweg, als Lösung an?

Das Buch sagt – es stimmt wirklich, liebe Schwestern und Brüder - es sagt: Wenn es den Christen nicht mehr um das Reich Gottes geht, wenn sie nicht zu diesem ihrem unreigenen Auftrag zurückkehren, wenn sie sich nicht auf ihre Wurzeln besinnen, wenn sie sich stattdessen verkaufen an Werbeagenturen, an das Geld, an die Wirksamkeit in den Medien, an die Effizienz, dann reiten sie in der Tat ein totes Pferd.

Ein hartes Wort,  
 ein Wort, über das man nicht einfach hinweggehen kann,  
 ein Wort – radikal,  
 so, wie es das Wort radikal bedeutet: Es kommt vom lateinisch Radix und das heißt übersetzt  
 „Wurzel“.  
 Schaut nach euren Wurzeln also,  
 schaut nach dem, wozu ihr als Christen, als Kirche zutiefst da seid!  
 Und da wird der Verfasser nicht verlegen, wenn er betont:  
 Die Aufgabe der Kirche, von Christen, die ist – einzig und allein –  
 Menschen mit Gott in Berührung bringen, die Verbindung mit Gott zu stärken.  
 Alles andere ist Beiwerk!

Jetzt haben wir es!  
 So den Spiegel vorgehalten zu bekommen – das ist Fastenzeit, Umkehrzeit.  
 Wieder so ein Wort: Umkehr.  
 Wenn man es ins neutestamentliche Griechisch zurückführt,  
 dann heißt Umkehr „metanoieite“  
 und das bedeutet nicht „umkehren“ in unserem landläufigen Sinne,  
 sondern es heißt: „Erkenne um!“,  
 „Nimm eine andere Perspektive ein auf dein Leben als Mensch, als Christ, als Kirche!“  
 Also: Wir beschäftigen uns jetzt mit diesem „neu sehen“, „neu erkennen“,  
 mit dieser „neuen Perspektive“  
 und betrachten eine Wurzel unseres Glaubens näher:  
 Das Sakrament der Krankensalbung.

Sie werden vielleicht denken:  
 Ein steiler Anfang für ein doch relativ randständiges Sakrament.  
 Gesendet noch dazu für Menschen, die sich allenfalls in Krankenhäusern aufhalten,  
 die alt, behindert oder gebrechlich sind.  
 Lassen Sie uns den Gang dieses Sakramentes durch die Geschichte verfolgen.  
 Ich verspreche Ihnen: Wir werden spüren – vor allem wenn wir dann in einem zweiten Schritt  
 das Thema Krankheit und Gesundheit durchbuchstabieren –  
 wie zentral dieses Sakrament ist,  
 wie es geradezu auf den Punkt bringt,  
fokussiert, wozu wir als Kirche, als Christen zutiefst da sind.

Schauen wir auf die Anfänge dieses Sakraments.

Hier haben wir eine klare biblische Grundlage im Neuen Testament, im Jakobusbrief.

Dort heißt es:

„Ist einer von euch bedrückt? Dann soll er ein Loblied singen. Ist einer von euch krank? Dann rufe er die Ältesten der Gemeinde zu sich; sie sollen Gebete über ihn sprechen und ihn im Namen des Herrn mit Öl salben. Das gläubige Gebet wird den Kranken retten, und der Herr wird ihn aufrichten; wenn er Sünden begangen hat, werden sie ihm vergeben. Darum bekennt einander eure Sünden, und betet füreinander, damit ihr geheilt werdet.“ (Jak 5, 13)

In dieser Grundlage, liebe Schwestern und Brüder, sind alle Aspekte der Krankensalbung aufgeführt:

die Aufrichtung der Seele,  
die Vergebung der Sünden,  
die Stärkung des Leibes.

Die Kernhandlung der Feier der Krankensalbung besteht dabei aus drei Teilen:

Der Priester legt dem Kranken schweigend die Hände auf den Kopf,

dann wird der Lobpreis des dreifaltigen Gottes gebetet

und abschließend wird der Kranke an Stirn und Händen mit Öl gesalbt –

eine sinnenhafte, ja zärtliche Zeichenhandlung. Sie drückt aus:

In deiner Gesamtheit als denkende und handelnde Person berührt dich jetzt Gott,

so wie das Öl eindringt in deine Haut, so nahe ist dir Gott.

Hinter dem Öl, liebe Schwestern und Brüder,

stecken drei Dinge, welche die Menschen damals im Blick hatten:

Zum einen war Öl Medizin. Öl war in der Antike Medizin, Heilmittel.

Die Bibel macht hier also keinen Gegensatz auf: Beten oder Medizin,

nein: Beten und Medizin, beides gehört zusammen.

Eigentlich so wie heute: Christen beten und Christen gehen zum Arzt.

Kein Widerspruch, beides gehört zusammen.

Gott handelt durch Ärzte, durch die Krankenpflege

und Gott handelt auch durch Gebet. Kein Widerspruch.

Und dieses Öl erinnert an etwas Zweites:

Jesus trägt den Beinamen Christus, das ist griechisch und heißt übersetzt „der Gesalbte“.

Wenn jetzt jemand in einer Krisensituation mit Öl gesalbt wird,

dann wird ihm zugesagt, und zwar spürbar:

„Du bist, auch in Deiner Not, auch in Deiner Krankheitszeit, mit Christus, dem Gesalbten schlechthin, verbunden. Dieser Christus ist mit Dir, auch in Deiner Not.“

Zum Dritten: Im Orient ist es eine besondere Ehre, wenn der Gastgeber die Gäste mit Öl salbt.

Jesus Christus ist der Gastgeber der neuen Welt Gottes,

die schon jetzt beginnen will – nicht am Nimmerleinstag.

Darum die Geste des Ölsalbens.

Wenn jemand in Notzeiten mit Öl gesalbt wird, dann ist das dieser Zuspruch:

„Du gehörst mit an den Tisch Gottes. Christus lädt Dich ein, Du bist gewollt,

die Platzkarte steht schon da – und Du wirst bleiben im Haus des Herrn, jetzt in Deiner Krankheit und auch dann, wenn Du Deinen letzten Weg zu gehen hast!“

Nicht weil Öl in sich einen Automatismus enthält, Magie, Zauberkräfte,

sondern es liegt an diesem Jesus Christus, der in dieser Handlung sich auf die Seite des

Kranken stellt: „Ich bin da als der Gesalbte schlechthin!“

Wenn Sie gut zugehört haben bei dem neutestamentlichen Text aus Jakobus:  
 „...betet füreinander, damit ihr geheilt werdet“ – da könnte man flüchtig denken:  
 Also die Beter, die müssen da schon besonders fest glauben und dann geschieht etwas.  
 Geschieht nichts, dann haben die Beter nicht genug geglaubt.  
 Gebet des Glaubens heißt aber, liebe Schwestern und Brüder:  
 Herr, wir sind ohne Macht, aber du hast Macht.  
 Herr, wir wissen nicht weiter, aber du weißt weiter.  
 Herr, wir wissen gar nicht, was wir sagen wollen, rede du.  
 Oder auch nur: Herr, wir glauben, hilf unserem Unglauben.  
 Also: Gebet des Glaubens meint,  
 dass man so, wie man ist, mit allen Fragen und Zweifeln,  
 mit allem Glauben und Unglauben, mit aller Hoffnung, mit allem Frust  
 sich Gott in die Arme fallen lässt.  
 „Herr, wir wissen in dieser Situation nicht weiter, wir brauchen deine Kraft, dein Tragen,  
 und wir setzen darauf, das du es gut machst, wie auch immer!“  
 Das meint dieser Satz, das Gebet des Glaubens.  
 Und das meint Krankensalbung:  
 In diesen Notsituationen der Krankheit vor diesen Gott kommen,  
 sein Leben in seine Hände legen,  
 weil krank sein zu den Grenzerfahrungen menschlichen Lebens gehört.

Und dann ging die Geschichte dieses Sakramentes weiter,  
 liebe Schwestern und Brüder.  
 Schon ab dem 8. Jahrhundert wurde die Krankensalbung nur noch zum Sterbesakrament,  
 sie wurde zur Vorbereitung auf den Tod gespendet.  
 Es ist noch nicht lange her: Vor sechzig Jahren wurde der Priester erst dann gerufen,  
 wenn der Arzt mit seiner Kunst am Ende war und es für den Kranken keine Hoffnung mehr  
 gab. Dann durfte der Pfarrer in Soutane und Rochett kommen, mit der heiligen Kommunion  
 und mit dem heiligen Öl, manchmal auch begleitet von Ministranten,  
 die einen kleine Laterne und ein Glöcklein dabei hatten.  
 Man glaubt es kaum: Auch in den großen Tübinger Kliniken war es so noch Usus,  
 als in den sechziger Jahren einer meiner Vorgänger, Pfarrer Heinrich Kirchner,  
 durch die Gänge schritt, in vollem Ornat, eine Schwester eilte ihm voraus  
 und läutete mit einer Glocke, um ihm schnellen Durchgang zu ermöglichen  
 (*Glocke zeigen, klingeln*).  
 Die Menschen blieben stehen und machten einen Kniebeuge -  
 und manche machten sicher schon damals einen großen Bogen, wenn sie die kleine  
 Prozession sahen.

Bis zum heutigen Tag hat sich das in den Köpfen der Menschen so festgesetzt. Dabei hatte das Zweite Vatikanische Konzil vor über 50 Jahren versucht, das Verständnis der Krankensalbung wieder zu weiten, indem es formulierte:

„Das Sakrament der Krankensalbung wird jenen gespendet, deren Gesundheitszustand bedrohlich angegriffen ist, indem man sie auf der Stirn und auf den Händen mit (...) geweihtem Olivenöl (...) salbt und dabei einmal folgende Worte spricht: `Durch diese heilige Salbung helfe dir der Herr in seinem reichen Erbarmen. Er stehe dir bei in der Kraft des Heiligen Geistes. Der Herr, der dich von Sünden befreit, rette dich, in seiner Gnade richte er dich auf.“

Man kann es nie genug wiederholen, liebe Schwestern und Brüder:

Die „Letzte Ölung“ gibt es nicht mehr!

Wie sagte Papst Franziskus – er bringt es exakt auf den Punkt:

„Der Pfarrer ist nicht die Vorhut des Beerdigungsinstituts!“

Zwar kann die Salbung nach wie vor als Sterbesakrament gespendet werden, aber sie ist auch Krankensakrament!

Beide Bedeutungen sind wichtig: Sterbende, aber genauso kranke Christen können dieses Sakrament empfangen als Zeichen der Stärkung und Tröstung.

Und: Dieses Sakrament kann –

anders als die drei anderen Sakramente mit einer Salbung: die Taufe, Firmung und Priesterweihe – mehrfach wiederholt werden,

in einem Krankengottesdienst für mehrere oder für einen einzelnen Menschen.

Und damit verbindet sich mein Wunsch an die Kirche, an Sie alle,

die Sorge um die Kranken nicht aus den Augen zu lassen – gemäß dem Wort Jesu:

„Denn nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken.“ (Mt 9,12)

Deshalb: Scheut Euch nicht, in der Krankheit um dieses Sakrament zu bitten!

Warum unsere Position zu diesem Thema,

ja zu „Gesundheit und Krankheit“ fundamental ist,

unsere Position als Kirche, als Gemeinde, als Christ an sich –

das möchte ich Ihnen nun im zweiten Teil meiner Fastenpredigt zeigen.

Das fängt schon damit an, wie wir von Gesundheit sprechen:

oft mit dem Hinweis: „...denn Gesundheit ist das Wichtigste!“

So lautet ja ein Bekenntnissatz unserer Zeit: „Hauptsache gesund!“

Klar, niemand möchte unbedingt schwer krank sein – nur: Was sagt dieser Satz aus?

Natürlich ist Gesundheit wichtig, sogar sehr wichtig.

Auf der anderen Seite habe ich auch den Eindruck, als sei der alte Ausspruch von Voltaire in unserer Zeit aktueller denn ja:

„In der einen Hälfte des Lebens opfern wir die Gesundheit, um Geld zu erwerben; in der anderen opfern wir Geld, um die Gesundheit wieder zu erlangen.

Und während dieser Zeit gehen Gesundheit und Leben von dannen.“

Gesundheit ist trotz Geld und medizinischen Fortschritts eben nicht machbar.

Wir haben auf unsere Gesundheit trotz allem wenig Einfluss, selbst wenn wir uns gesund ernähren, selbst wenn wir Sport treiben und zu Vorsorgeuntersuchungen gehen.

Denn Garantien gibt es keine!

Und was ist, wenn die Gesundheit nicht mehr mitspielt, wenn wir ernsthaft krank werden, wenn wir körperlich nicht mehr unversehrt sind?

Was ist dann die Hauptsache, wenn wir eben nicht gesund sind?

Liebe Schwestern und Brüder!

Wenn man in unserer Gesellschaft Gesundheit als das „höchste Gut“ ansieht, kann man – in diesem Dilemma stecken gerade die Politiker – schlecht Abstriche machen. Verbissen wird das Optimale für jeden eingefordert – obwohl sich schnell ausrechnen läßt, dass dies von der Solidargemeinschaft nur begrenzt finanzierbar ist.

Das Gut „Gesundheit“ ist inzwischen zum Wirtschaftsgut geworden.

Mit der Angst vor Erkrankung werden Geschäfte gemacht, gemäß dem Motto:

„Gesund ist eigentlich nur, wer noch nicht ausreichend untersucht wurde.“

Und ich erfahre tagtäglich in den Kliniken und das ist belastend, gerade auch für Ärzte:

Zum Wirtschaftsgut Gesundheit passend sollen Mediziner mittlerweile Patienten als „Kunden“ betrachten.

Dass dies einen Sinnwechsel im Krankheitsverständnis bedeutet, liegt auf der Hand:

Während im Wort Patient noch der lateinische Ausdruck „patientia“ für „Ertragen“ und „Geduld“ vorkommt, steht dem „Kunden“ ein weitgehendes Anspruchsrecht zu, vom sog. „Gesundheitsleistungserbringer“ einzufordern: Heilung und Gesundheit – aus Sicht des Kunden möglichst mit Erfolgsgarantie und Gewährleistung.

Bei Nichteinhaltung stehen die Juristen schon bereit und es wird geklagt.

Verstehen Sie mich bitte nicht falsch:

Nichts gegen das Streben nach einem gesunden Leben.

Der enorme Aufwand an Personal, Zeit, Wissen und Geld zur Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit kann uns nur dankbar machen.

Aber: Was ist, wenn die körperliche Gesundheit nicht oder nicht mehr zu erreichen ist?

Einmal wird es bei jedem von uns so sein.

Und deshalb frage ich mich:

Finden wir eine Einstellung auch zum begrenzten, zum „abschiedlichen Leben?

Bleiben uns in den unvermeidbaren Lebenskrisen allein Verdrängung, Flucht, Verzweiflung und Abwertung?

In diesem Zusammenhang ist mir das heute so oft gebrauchte Kriterium der „Lebensqualität“ problematisch und verräterisch.

Veranlaßt es eben nicht auch dazu, im Zurückbleiben hinter dem, was nach heutiger Einschätzung Lebensqualität ausmacht, wertend und auch abwertend zu sagen:

„Das ist doch kein Leben mehr?“

Liebe Schwestern und Brüder,

wer ausschließlich Gesundheit als das höchste Gut empfindet, muss Krankheit und Behinderung als Verlust und Niederlage empfinden.

In dem Maß, in dem Gesundheit, Jugendlichkeit und Schönheit zum überwertigen Lebensziel und -inhalt werden, stellt sich die Frage, welche Bewertungen zwangsläufig diejenigen erfahren,

die nicht gesund, jung und schön sind

und es auch nicht werden können,

weil sie zum Beispiel unheilbar oder chronisch krank oder alt oder behindert sind.

Wer sich nicht als heilbar erweist, stört das schöne Paradiesbild.

Wenn dann noch die Magazine titeln:

„Rentendilemma: wie die Alten die Jungen ausplündern“ –

weht ein eisiger Wind durch den Generationenvertrag.

Wenn wir die Diskussion der letzten Wochen verfolgen,  
dann spüren Sie, an welchem zentralen Punkt wir sind:  
Wo Gebrechlichkeit, Leid, Schmerz und Tod das Bild des Gesundheitsparadieses stören,  
soll auch – das ist die innere Logik – das Sterben nicht mehr dem Zufall überlassen werden,  
sondern in die eigene Hand genommen werden.  
Eine Todesspritze, weil man sich im Alltag durch Krankheit überflüssig fühlt –  
angeblich um die Selbstbestimmung und damit die Würde des Menschen zu stärken  
und zu schützen.  
Aber glaubt man wirklich, liebe Schwestern und Brüder,  
dass von Selbstbestimmung bei dem Wunsch nach eigener Tötung noch die Rede sein kann,  
wenn Altern und Krankheit in einer Welt der „Gesundheit als höchstem Gut“ stattfindet?  
Man will/soll verschwinden, wenn man stört.  
Wer an die „Machbarkeit“ der Gesundheit als höchstem Gut glaubt,  
der wird auch die „Wegmachbarkeit“ mitdenken müssen,  
wenn die Gesundheit schwindet und stattdessen Schwäche und Krankheit dominieren.

Lebensglück, liebe Schwestern und Brüder,  
Lebensglück ist wohl etwas anderes als das Hinterher-Rennen hinter der vermeintlich  
herstellbaren Gesundheit.  
Wir müssen auch akzeptieren können, dass unser eigenes Leben verletzlich ist,  
dass Streben nach Gesundheit mit der Akzeptanz von Krankheit und Behinderung verbunden  
werden.  
Mir ist der Satz des ehemaligen Leiters der Schule Schloß Salem immer noch im Kopf –  
Sie kennen ihn, Bernhard Bueb – ,  
der einmal in einer Fernsehdiskussion auf die Frage gesagt hat,  
was den Menschen heutzutage wichtig ist,  
diesen Satz, der mich bis ins innerste Mark traf,  
weil ich mich ebenso angesprochen fühlte, betroffen, getroffen:  
„Was kennzeichnet uns Menschen heute, was ist uns wichtig?“  
Und Bernhard Bueb, dieser alte Mann sagte messerscharf:  
„Was uns heutzutage wichtig ist? Drei Worte nur: Ich – alles – sofort!“

Liebe Schwestern und Brüder,  
im Blick darauf frage ich mich nach den Kräften und Einstellungen,  
die es uns heute ermöglichen,  
auch das begrenzte, nicht gesunde Leben zu bejahen  
und gerade auch in der Leiderfahrung eine ganz neue, andere Qualität des Lebens,  
einen Lebenssinn zu entdecken und Heil zu finden,  
auch wenn die körperliche Heilung nicht erreichbar ist.  
Ich arbeite jetzt fast sieben Jahre als Klinikseelsorger –  
und mir wird immer mehr bewusst,  
dass das, was der französische Schriftsteller und Nobelpreisträger André Gide formuliert hat,  
bleibend gültig ist:

„Ich glaube, dass die Krankheiten Schlüssel sind, die uns gewisse Tore öffnen können. Ich glaube, es gibt gewisse Tore, die einzig die Krankheit öffnen kann. Es gibt jedenfalls einen Gesundheitszustand, der uns nicht erlaubt, alles zu verstehen. Vielleicht verschließt uns die Krankheit einige Wahrheiten; ebenso aber verschließt uns die Gesundheit andere oder führt uns davon weg, so dass wir uns nicht mehr darum kümmern. Ich habe unter denen, die sich einer unerschütterlichen Gesundheit erfreuen, noch keinen getroffen, der nicht nach irgendeiner Seite hin ein bisschen beschränkt gewesen wäre – wie solche, die nie gereist sind.“

„Beschränkt also...“

„Wie solche, die nie gereist sind...“

Krankheit also nicht einfach eine Panne, die es zu beheben gilt.

Krankheit nicht gleichgesetzt mit nicht gelebtem Leben,

nicht nur Minuszeichen in der Lebensgeschichte eines Menschen.

Betruhe, Krankenhausaufenthalt, Einschränkung im Essen und in der Bewegungsfreiheit -

nicht nur Manko,

sondern vielmehr:

Möglichkeit, weiter und tiefer zu schauen,

Möglichkeit, auch daran zu wachsen?

Als Priester und Seelsorger beschäftigt mich deswegen immer auch die Frage, wie es um die „Heilkraft des Glaubens“ bestellt ist.

Äußerungen von unmittelbar Betroffenen sind mir lebendig im Ohr, jeden Tag neu:

„Als die Krankheit über mich kam, geriet ich regelrecht ins Taumeln!“

„Als ich meine Diagnose gesagt bekam, hat es mich richtig umgehauen!“

„Ich bin mir selbst zur Frage geworden!“

Liebe Schwestern und Brüder,

viele Fragen, viele Behauptungen

... und Sie wollen doch das „Amen“ hören.

Lassen Sie mich deswegen zum Abschluß noch eine persönliche Erfahrung schildern,

eine ganz persönliche Krankengeschichte,

in der das Sakrament der Krankensalbung – unser Thema – seinen Platz hat,

eine Geschichte, die vielleicht beispielhaft stehen darf:

in ihrem Ringen, in ihrer Ausweglosigkeit, in ihrem Suchen nach Halt und Orientierung

und in ihrer Einzigartigkeit:



*Wolfgang lernte ich vor drei Jahren kennen. Bis dahin hat er ein ganz normales Leben geführt: Lehrer, Englisch und Sport. Bis zu seiner Diagnose: Blasenkrebs!*

*Das kann doch nicht sein. Was bisher immer nur anderen widerfahren ist, was er bisher nur gehört hatte, jetzt hat es ihn selber getroffen. Mit einem Schlag ist seine vermeintliche Sicherheit zerplatzt. Hat er in seinem Alter nicht ein Recht darauf, gesund zu sein?*

*„Hauptsache gesund“, so sagen sie alle. Hat er nicht ein Recht darauf, sein Leben zu leben, inmitten seiner Familie? Wo die Menschen heute doch so alt werden?*

*Sofort läuft vor seinem inneren Auge der ganze Film ab: OP, Chemotherapien, Metastasen, elendes Ende, der Tod. Ihm kommt es vor wie ein Alptraum und er hofft, dass dieser Alptraum sich nach dem Aufwachen in Luft auflöst. Leise vernimmt er die Stimmen der anderen: Es gibt Heilungschancen, es muß kein Todesurteil sein. Viele haben diese Krankheit schon überlebt. Gott kann heilen – auch und gerade durch die Medizin.*

*Im Laufe der nächsten 3,4 Tage gewinnt er Hoffnung: Es muss nicht unbedingt eine Chemotherapie sein, es gibt auch andere Therapieformen. Und selbst wenn. Zwischen den Chemogaben lässt sich ein recht normales Leben aufrecht erhalten.*

*Gott sei Dank: Die Operation ist gut verlaufen, er hat eine Neoblase bekommen, eine neue Blase wurde aus seinem Darm gebildet, der Tumor also vollständig entfernt. Es folgen Wochen der Therapie: Rehabilitation, Anknüpfen gegen die Inkontinenz, Medikamente. In ihm keimt die Hoffnung, dass die Krankheit besieghar ist. Danach wieder Wochen eines relativ normalen Lebens. Sicher, er ist oft müde und braucht viel Schlaf. Aber er funktioniert: fast wie vorher. Er macht mit seiner Frau und den Kindern kleine Ausflüge, schreibt Emails an Freunde, liest viel. Langsam merkt er, dass nicht jede Minute seines Lebens von seiner Krankheit geprägt ist. Das gibt ihm Kraft, wieder in den Schuldienst einzusteigen – und um sein Leben zu kämpfen, zu kämpfen für seine Familie. Sie darf er nicht alleinlassen. Er spürt den Druck der Erwartungen.*

*Und: Wolfgang ringt mit Gott, kämpft um die Erfahrung, dass Gott ihn segnet – so wie damals im Alten Testament: Jakob am Jabbok. Vor allem in den Nächten ringt er mit Gott. Er kämpft darum, seinen Glauben nicht zu verlieren. Er zweifelt an Gottes Liebe und daran, ob dieser Gott überhaupt existiert und gegenwärtig ist. „Ich lasse dich nicht, ehe du mich segnest!“ Wenn die Sonne aufgeht, wird es meistens besser, da kann die Angst der Hoffnung weichen. Dann kann er weitergehen, wie Jakob damals mit seiner steifen Hüfte. Hinkend, aber gesegnet. So fühlt er sich. Hinkend, aber doch irgendwie getragen. Ohne Wunden geht dieses Ringen nicht...*

*Bei der nächsten Kontrolluntersuchung dann die Enttäuschung und die schleichende Erkenntnis: Es wird nicht wieder gut. Er muß sich nicht nur auf Einschränkungen einstellen. Er muß sozusagen mit dem Hinken leben, ständig, für immer, bis zum Ende. Wie kann er trotz seiner Krankheit heil werden, Kraft tanken, weitergehen, Schritt für Schritt? Heißt „heil werden“ – Frieden zu machen mit der Krankheit, mit seinem kranken Körper? Kann er diesen Körper akzeptieren – mitsamt seiner Inkontinenz, Impotenz, mitsamt den Metastasen im Bauchraum? Kann er für sich einen Sinn finden, einen Sinn für diese Wüstenerfahrung, eine Antwort auf die Frage nach dem Warum? Warum das mir? Warum mir das?*

*Dinge gewinnen einen neuen Wert. Wolfgang wird dankbar für menschliche Zuwendung, treue Freundschaft, Geduld, Zeit. Er wagt es, Dinge anzugehen, die er seit langem ändern wollte.*

*Und die Krankheit – sie schreitet fort, trotz zweier Chemotherapien.  
Wieder ringt er mit Gott. Wieder bekommt er keine Antwort auf die Frage nach dem Warum.  
Warum machst du, Gott, meinen Körper nicht gesund?  
Und dann merkt er, irgendwie: Er muß dieses „Warum“ loslassen, es ist nicht lösbar.  
Wie kann er es bloß schaffen, dieses „Warum“ loszulassen?  
Wolfgang spürt, er kämpft nicht mehr gegen Gott, sondern gegen seinen eigenen Willen,  
gegen sein eigenes Fragestellen, gegen seinen Wunsch, ein Recht auf Leben zu haben.  
Ist er bereit, dieses Leben, diese Krankheit anzunehmen? Ist er bereit zu akzeptieren,  
dass das Leben unverfügbar ist, begrenzt?*

*Wolfgang bekommt keine klaren Aussagen darüber, welche Lebenserwartung er mit einer  
neuen Therapieform hat – und er weiß auch nicht, wie sehr diese dann seine Lebensqualität  
beeinträchtigen wird. Er kann nicht einschätzen, was welche Alternative bedeutet:  
Was ist besser? Weniger Lebenszeit, wenn er die Therapie nicht macht – aber dafür weniger  
Nebenwirkungen, ein Leben zuhause, ohne die vielen Krankenhausaufenthalte?  
Wie soll er sich entscheiden? Spürt er noch, was ihm und seinem Körper gut tut?  
Und traut er sich, selbst zu bestimmen, wo die Grenze für ihn liegt?*

*Immer wieder fragt er sich, was ihm Halt gibt, was ihn tröstet?  
Die Menschen um ihn herum? Die Familie? Er will sie doch nicht beunruhigen mit der Angst,  
er will ihnen doch nicht die Hoffnung nehmen. Er will doch stark sein. Lieber behält er die  
große Sorge für sich.*

*„Die schwersten Wege  
werden alleine gegangen“,  
schreibt Hilde Domin in ihrem Gedicht.  
„Die schwersten Wege  
werden alleine gegangen,  
die Enttäuschung, der Verlust,  
das Opfer,  
sind einsam.“*

*Nein, Einspruch, das will er so nicht akzeptieren! Er will nicht alleine gehen.  
Und die schwersten Wege müssen auch nicht alleine gegangen werden.  
Im Gebet fleht er Gott an, ruft ins Dunkel hinein, wie Jesus damals im Garten Gethsemane  
und am Kreuz: „Nimm diesen Kelch von mir! Höre mich! Antworte mir doch, schweige nicht  
zu meinen Tränen!“*

*Und durch seine Verzweiflung hindurch dringen auch die altvertrauten Worte wieder an sein  
Ohr – damals am Abend der Krankensalbung in der Uniklinik:  
„Muß ich auch wandern in finsterner Schlucht, ich fürchte kein Unheil;  
denn du bist bei mir... Du salbst mein Haupt mit Öl...“ (Psalm 23)*

*Und langsam, ganz langsam sprechen diese Worte zu ihm, sie werden zu Resonanzräumen.  
für seine Einsamkeit:*

*„Denn du bist bei mir.*

*Im Keller des Krankenhauses  
Auf der Liege im kalten Raum  
Unter dem lärmenden Großapparat  
Der Strahlentherapie  
Bist du bei mir.*

*Du hast deine Nacktheit  
Mit einem Handtuch bekleidet...  
Stumm rinnen Tränen  
Aus deinen Augenwinkeln.*

*Du liegst auf dem Rücken.  
Du hoffst auf Heilung.  
Du hast Krebs.  
Mit mir.“*

*(Petra Fietzek, Ins eigene Leben geschrieben. Psalmen für heute, 14)*

*Gott hat Krebs mit ihm. Gott teilt seine Not, seine Ängste, seine Tränen.  
Gott liegt mit ihm auf der Liege im kalten Raum, die Nacktheit mit einem Handtuch bekleidet.  
Gott hofft mit ihm – auf Gesundheit? – auf Besserung? – auf Heilung?  
Wolfgang merkt, spürt immer mehr:  
Man kann gesund sein, aber krank an Leib und Seele.  
Man kann krank sein, sterbenskrank, aber heil – und in Frieden mit sich und Gott.*

*Und diesem Gott vertraut er.  
Diesem Gott öffnet er sein Herz, weil er spürt: Er ist in seiner Not nicht allein.  
Er hat nicht nur seine enttäuschte Hoffnung, sondern einen Gott, der mit ihm trauert um das  
Leben, das er nicht mehr leben kann.  
Weil Gott ihn kennt, diese Angst, diese Hilflosigkeit, dieses Schwitzen und Frieren,  
diese Nacktheit – deshalb will er auch die anderen Worte vorsichtig und zaghaft betrachten,  
ob sie auch mitschwingen in seiner Situation:  
die Worte des Trostes, die Worte vom Bleiben im Hause des Herrn,  
die Worte, dass Jesus auferstanden ist,  
die Worte, dass Gott in der Schwachheit mächtig ist.*

*Hinzuhören auf das, was Gott jetzt spricht,  
war der Anfang einer neuen Geschichte Gottes mit ihm.  
Wie sagte er mir, als ich ihn bei meinem letzten Besuch zuhause im Kreise seiner Familie sah  
– abgemagert bis auf die Knochen, mit Beuteln von Stuhl und Urin behängt, gezeichnet,  
entstellt von der Krankheit: „So, Herr Pfarrer, jetzt bin ich soweit!“*

*Und ich betete mit ihm – in Anlehnung an Psalm 18:*

*„Als ich  
Von meinem Leben  
Nichts mehr erwartete,  
Schenkte mir Gott  
Überraschend  
Himmelsschlüssel.*

*Ich erschrak.*

*Erst  
Als ich mit Dir gerungen hatte  
Und mit mir gerungen hatte,  
Ließ ich Dich gewähren.  
Du führtest mich hinaus ins Weite...*

*(Petra, Fietzek, Ins eigene Leben geschrieben. Psalmen für heute, 12)*

In der darauffolgenden Nacht verstarb er.

Seine Frau sagte mir (mit ähnlichen Worten):

„Wir haben Monate um sein Leben gebangt.  
Wir haben gelernt, dass das Leben Frist ist.  
Und dies gab unserem Leben eine neue Intensität.  
Wir lernten die Selbstverständlichkeiten des Lebens als große Gabe zu schätzen.  
Dass ein neuer Morgen kam, war nicht mehr selbstverständlich,  
das Lachen unserer Kinder und dass wir zusammen weiter leben durften,  
waren nicht mehr selbstverständlich. Der Alltag hatte einen neuen Glanz.  
Wir haben die Bäume anders gesehen, wir haben unsere Liebe intensiver erfahren,  
wir haben gelernt, was Brot und Zeit ist.  
Die Dankbarkeit ist wie eine neue Schöpfung der Dinge.  
Und auch der Tod von Wolfgang hat diese Dankbarkeit nicht durchstreichen können.  
Wer weiß, dass er sich verdankt, ist des Lebens fähig, vielleicht auch des Sterbens.“

(nach Fulbert Steffensky)

Diese Haltung, das ist mein Wunsch an Sie, liebe Schwestern und Brüder!

Und jetzt – damit die Fastenpredigt nicht zu einer großen Bußübung für Sie wird – endgültig:  
Amen!